



VOM SÄUGLING ZUM LÜGNER

Wie wird ein Subjekt zur Existenz gebracht?

Alienation – Separation – Kastration

Ein Intertext mit ausführlicher Reflexion von psychoanalytischer
Subjekt-Theorie und „Urszenen“ aus meinen Kindertagen.

Christian Kreuzberger, im Juli 2025

INHALT

Zur Orientierung.....	2
Teil 1: ALIENATION – Entfremdung in die Sprache.....	3
Die Unterwerfung des Subjekts unter die Sprache.....	3
Die leere Menge als erste Existenzform des Subjekts	5
Das Subjekt tritt in Erscheinung	8
TEIL 2: SEPARATION – Entfremdung in das Begehren	10
Licht und Blick – Das Subjekt im Bann des Imaginären.....	10
Familiäre Triangulierung – Das NEIN! des Vaters zur Mutter-Kind-Einheit.....	12
Das „Subjekt-als-Signifikat“	14
TEIL 3: KASTRATION – Entfremdung in den „ <i>Namen-des-Vaters</i> “	16
Das Subjekt „büchst“ aus	16
Das „Subjekt-als-Begehren“	18
Das Subjekt ist ein Lügner	22
VERWENDETE LITERATUR	25

ZUR ORIENTIERUNG

Wie wird ein Subjekt zur Existenz gebracht? Diese Frage hat mich bei der Lektüre von Lacans strukturaler Subjekt-Theorie immer schon interessiert – auch im Hinblick darauf, wie sie in meinem persönlichen Schicksal abgelaufen sein mag. Mein Nachvollzug der abstrakten Theorie wird deshalb von starken persönlichen Erinnerungen aus meinen Kindertagen, quasi meinen „Ur-szenen“, begleitet. Aus dem „Spiegelkabinett“ von Stücken psychoanalytischer Theorie *und* Autobiografie ergibt sich die Form eines Intertexts. Er orientiert sich am Begriff des SIGNIFIKANTEN im Sinn des Titels dieser Website: *signifikant-macht-subjekt*. In den Vordergrund rücke ich dabei drei zentrale Begriffe der Lacan'schen Subjekttheorie:

ALIENATION, die Entfremdung des Menschenkindes in die Sprache: Ein „Platzhalter“ sowie der vorgesehene Eigenname verorten das Neugeborene innerhalb der symbolischen Ordnung.

SEPARATION, Triangulierung der Familienstruktur in die Positionen *Vater – Mutter – Kind*: Das NEIN! des Vaters löst die Mutter-Kind-Dyade auf und leitet den Übergang vom Liebesanspruch zum Begehren ein. Hier setzen bruchstückhafte Erinnerungen an meine Kindertage ein.

KASTRATION (symbolische), die Entfremdung des Subjekts in das Begehren des Anderen: Der *Name-des-Vaters* als Herrnsignifikant verankert das Subjekt im Ort des Anderen und ermöglicht ihm die Teilnahme an den gesellschaftlichen Diskursen. Damit eröffnet sich ihm aber auch das Feld der Lüge.

DIE UNTERWERFUNG DES SUBJEKTS UNTER DIE SPRACHE

Einer der bedeutendsten Lehrsätze Lacans lautet: *Ein Signifikant (S_1) repräsentiert das Subjekt für einen anderen Signifikanten (S_2)*. Das ist – für sich genommen – gewiss eine kryptische Aussage. Ihr Gehalt erschließt sich aber, wenn man einen logischen Schritt zurückmacht und sieht, was es mit den Begriffen *Signifikant* und *Subjekt* prinzipiell auf sich hat. Dabei geht es nämlich um die Umgestaltung des menschlichen Lebens durch das signifikante System der Sprache: Das biologisch Triebhafte des Menschen (bei Lacan das Register des REALEN) wird durch das Eingreifen des Signifikanten (bei Lacan das Register des SYMBOLISCHEN) transformiert und in gesellschaftlich angelegte Bahnen überführt: Aus der körperlich-realen Substanz des Menschen wird ein sprachgeregeltes Subjekt. Man könnte diesen Prozess auch Humanisierung nennen.

Der Reihe nach kann man das so sehen: Ein Kind wird – im besten Fall – gewünscht, gezeugt und bereits im Mutterleib bis zu seiner Geburt hin angesprochen und besprochen. Es ist seit je mit dem Sprechen des Anderen konfrontiert und in das Universum der Sprache eingebettet. Sobald es das Licht der Welt erblickt, wird es dann selbst zu einem Sprechenden werden. Es kann nicht anders. Will es überleben, muss es zu einem „Sprechwesen“ werden. Das Kind und die Sprache, man kann diese zwei Pole als zwei Parteien betrachten, die einander begegnen, jedoch einander nicht ebenbürtig sind. Denn die Sprache tritt gegenüber dem Kind als der Stärkere auf, ihm – diesem sprachlichen Anderen – muss es sich nolens volens unterwerfen. Der Psychoanalytiker und Lacan-Interpret Bruce Fink stellt das schematisch so dar:¹

<u>der Andere</u>	bzw.	<u>S(ignifikant)</u>
Kind		\$(ubjekt)

Der Andere steht in der Formel über dem Kind. Damit zeigt sich das Kind als ein Wesen, das dem Medium der Sprache unterworfen und im eigentlichen Wortsinn ein *sub-jectum* ist. Diese Position bringt ihm aber auch etwas ein: Es wird dadurch ein Mitglied der Sprechgemeinschaft – „ein Subjekt ‘der Sprache’ oder ‘in der Sprache’“, wie Fink sagt.

Folgt man der Logik dieser Ausführungen, hängt die Subjekt-Werdung also unmittelbar „mit dem Einschlag des Signifikanten in das Geschick des sprechenden Wesens“ zusammen. Das sind die Worte Lacans.² Sie betreffen den ersten Teil seiner Sentenz: *„Ein Signifikant repräsentiert das Subjekt ...“* Und der besagt: Das Subjekt entsteht dadurch, dass es in die Sprache eintaucht bzw. in ihr verschwindet, um in der Folge aus ihr „geboren“ und von ihr

¹ Die folgenden Zitate und Ausführungen zur Existenzwerdung des Subjekts orientieren sich an: Fink (³2015), S. 77ff.

² Lacan (1969/70), S. 61

repräsentiert zu werden. Auf die einfachste Formel gebracht, heißt das dann: „Signifikant-macht-Subjekt.“³ Bruce Fink spielt darauf an, wenn er dem Signifikanten eine „ontische Schlagkraft“ zuspricht, indem er dem Realen des menschlichen Lebens „Existenz entreißt“, um es überhaupt erst einmal repräsentieren zu können. *Das Wort ist der Tod der Sache* bzw. *der Mord am Ding* lautet dementsprechend ein geflügeltes Wort und meint genau das: Ohne das Wort hat eine Sache keine Existenz. Nur mittels des signifikanten Systems kann ein Etwas zum Sein erhoben und über es gesprochen werden. Was immer existiert, es verdankt seinen Status der Erhebung in die Sprache. Und das gilt auch für das Subjekt: „Das Subjekt *existiert* – insoweit das Wort es dem Nichts abgerungen hat und man von ihm sprechen oder ausführlich über es reden kann (...).“⁴

Dieses „Entreißen-der-Existenz“ und gleichzeitige „Zur-Sprache-Bringen“ des Subjekts beschreibt die psychoanalytische Theorie Lacans als ALIENATION. Der Prozess der Alienation stellt die primäre *Markierung* des Menschen durch den Signifikanten dar. Metaphorisch gesprochen wird dabei in die menschliche Haut der Signifikant als ein Zeichen eingebrannt, das sein Leben dem symbolischen Tausch unter den Menschen ausliefert. Durch das „Brandzeichen“ wird das Menschenwesen zum Mitglied einer Gesellschaft ernannt und einer signifikanten Dynamik übergeben, innerhalb derer es Sinnvolles hervorbringen kann, das es ehrt oder schmäht und es als positiven oder negativen „Sinnstifter“ repräsentiert. In diesem Zusammenhang wären auch die ethnographischen, ethnologischen und sozialen Bezüge zum Thema „TATTOO“ und seinen Funktionen im heutigen Lifestyle zu sehen.⁵

Die primäre Körpermarkierung durch den Signifikanten kann auch als ein Prozess der *Entfremdung* oder *Ver-Änderung* gelesen werden: Ich als Menschenkind werde von der „Muttersprache“ – verstanden als meiner ersten „Fremdsprache“ – mitsamt der ihr innewohnenden symbolischen Ordnung erfasst, überschrieben, durchdrungen – und damit in ein Sprech-Theater verwiesen. Die Sprache – als der Andere – „verwandelt“ mich in ein „Gesellschaftswesen“ und weist mir definierte Rollen zu: *Alienation* ist in diesem Sinn tatsächlich als Entfremdung *in* und *durch* die Sprache zu lesen. Peter Handkes frühes Gedicht „*Veränderungen im Lauf des Tages*“⁶ zeigt eindringlich und plausibel, was damit gemeint ist. Wo immer ich als „Sprechwesen“ auftrete, nehme ich eine Rolle ein bzw. werde ich als Träger einer Rolle wahrgenommen:

(...)

Sobald ich auf die Straße trete – tritt ein Fußgänger auf die Straße.

Sobald ich in die Straßenbahn einsteige – steigt ein Fahrgast in die Straßenbahn.

Sobald ich das Juweliergeschäft betrete – betritt ein Herr das Juweliergeschäft.

Sobald ich den Einkaufswagen durch den Selbstbedienungsladen schiebe – schiebt ein Kunde den Einkaufswagen durch den Selbstbedienungsladen.

Sobald ich das Warenhaus betrete – betritt ein Kauflustiger das Warenhaus.

(...)

³ Siehe dazu die „Abhandlungen ab 2022“ auf dieser Website: <https://signifikant-macht-subjekt.com/>

⁴ Fink (2015), S. 80 f.

⁵ Sigmund Freud hat diese Bezüge in seiner Schrift „Totem und Tabu“ (1913) bei „primitiven Völkern“ ausgearbeitet; sie wurden später von Claude Levi-Strauss und Marcel Mauss weiterentwickelt. S. dazu auch meine Ausführungen zum TATTOO, S.4. (<https://signifikant-macht-subjekt.com/vortrage-ab-2022/tattoo-oder-die-haut-als-leinwand-meiner-seele/>)

⁶ Handke (1975), S. 49-52

„Der Signifikant macht das Subjekt“: Setzen wir da noch einmal an, beim „Einschlag des Signifikanten in das Geschick des sprechenden Wesens“, wie Lacan sagt. Wie kann man sich diesen „ontischen Schlag“ der Alienation, der das menschliche Leben zur Existenz bringt und zum Da-Sein in der Welt der Repräsentation erhebt, vorstellen? Ich bemühe zur Erklärung dafür einmal mehr die Metapher vom „Brandzeichen in der Haut“, wechsele aber in die realitätsnähere Praxis des Besitzers einer Tierherde. Dieser markiert das Tier mit einem Brandzeichen, um es als das seinige identifizieren und vor anderen Herdenbesitzern ausweisen zu können. Lacan zieht zur Erklärung derselben Sache in abstrakter Manier die Mengenlehre zu Rate: Dem Brandzeichen entspricht in der Mengenlehre der sogenannte „Platzhalter“, der zeigt, dass jedes Tier mit diesem Zeichen ein Mitglied und ein Zählbares einer bestimmten Herde ist.

Lesen wir jetzt den Zusammenhang von „Brandzeichen“ und „Platzhalter“ genauer. In der Mengenlehre wird der reine Platzhalter ohne irgendeinen Inhalt als „leere Menge“ bezeichnet.⁷ Denken wir an eine leere Schachtel, oder bleiben wir besser beim Beispiel des Herdenbesitzers. Wenn dieser in seinem Tierstall eine leerstehende Tierbox findet und alle anderen Tiere sind da, dann sagt ihm die leere Box, dass ein Tier aus seiner Menge fehlt. Die Tierbox ohne Inhalt ist also eine „leere Menge“. Der Begriff der „leeren Menge“ bezeichnet eine Leerstelle innerhalb einer symbolischen Ordnung. Im Bild des Herdenbesitzers entspricht die Tierbox also dem „Platzhalter“ und der Tierstall mit seinen aneinandergereihten Tierboxen der „symbolischen Ordnung“. Eine leere Tierbox ist – in der Diktion der Mengenlehre – eine Menge ohne Elemente. Als solche ist die leere Tierbox jetzt aber nicht einfach ein Nichts, sondern ein Etwas, das im Moment nichts enthält bzw. in dem etwas fehlt. Das „Fehlen“ wird in der Mengenlehre durch eine Klammer ohne Inhalt dargestellt: {}, sie symbolisiert den Platzhalter ohne Inhalt, also unsere „leere Box“. Die Sprache der Mengenlehre sagt: Der leere Platz ist „die Menge mit der Kardinalität (Mächtigkeit) null“. Formelhaft ausgedrückt liest sich das dann: $\{\} = \emptyset$ (Null)

Wenn wir diese Logik nun auf die Entstehung des Subjekts bei Lacan übertragen, dann sehen wir, dass im Zug der Alienation dem Subjekt ein Platz in der symbolischen Ordnung zugeteilt und dieser eigens für sein zukünftiges Dasein reserviert wird. Damit bringt dieser Platz zuallererst einmal „*die reine Möglichkeit des Seins hervor*“. Der Platz selbst bleibt aber vorerst noch leer, weil ihn das Subjekt noch nicht eingenommen hat. Was symbolisch vorliegt, ist vorerst nur ein Platzhalter, an dem das Subjekt erwartet wird; er „glänzt“ zunächst durch seine „Leere“, sprich: als „eine Stelle, an der unübersehbar etwas fehlt“. Dennoch hat dieser Mangel bzw. dieses Fehlen einen „ontologischen Status“, weil er „der erste Schritt über das Nichts hinaus“ ist.⁸ Zur Veranschaulichung: Denken wir an ein Kinderbettchen, das von den Eltern liebevoll aufgestellt wird. Das Kind wird erwartet, ist aber noch nicht geboren. Das Bettchen steht noch für die „leere Menge“, aber der Platz für den Auftritt des Kindes ist schon reserviert. Mit dem Bettchen, in dem noch etwas fehlt,

⁷ Ich halte mich bei den Erklärungen zur Mengenlehre an den Informationen dieser Website:

https://de.wikipedia.org/wiki/Leere_Menge

⁸ Fink (2015), S. 80

nimmt die Existenz des Kindes seine erste Gestalt an. Abstrakt ausgedrückt: Die erste Gestalt des Subjekts ist ein Platzhalter ohne Inhalt, die „leere Menge“.

Kommt jetzt das Neugeborene in das leere Bettchen, so wird der liebevolle Inhalt mit der Kardinalzahl 1 bezeichnet. Die Kardinalzahl 1 ist der Logik nach so definiert, dass der erste Aspekt, unter dem sie erscheint, derjenige der leeren Menge ist, d.h. des Fehlens eines Inhalts. Die Kardinalzahl 1 geht somit aus einem Fehlen, einer Null, hervor, ebenso alle weiteren Kardinalzahlen, die Zwei, die Drei, die Vier usw., d.h. die Null ist eine Teilmenge jeder Menge. Dieses *Prinzip der Zählbarkeit* kann wieder ein anderes Bild gut erklären: Im Aufzug eines Wohngebäudes entspricht das Erdgeschoß (EG) der Kardinalzahl Null ($\emptyset$) und das Geschoß darüber, also das erste Stockwerk, der Kardinalzahl 1. Die Kardinalzahl 1 für das Stockwerk über dem Erdgeschoß geht aus der Kardinalzahl Null ($\emptyset$) hervor, und dasselbe gilt für die folgenden Stockwerke 2, 3 und 4.⁹ In Übertragung auf das Kind bedeutet das: Der erste Aspekt seiner Existenz ist seine Abwesenheit im Platzhalter. Lacan definiert dieses ursprüngliche Fehlen im Platzhalter als „Mangel-an-Sein“. Nimmt das Subjekt in der Folge seinen Platz in der reservierten Leerstelle als ein einzelnes Sprechwesen ein, wird sein Da-Sein für immer sowohl von einem „Mangel-an-Sein“ begründet sein, denn die Eins (1) geht aus der Null [$\emptyset$] hervor, bzw. von einem „Mangel-an-Sein“ begleitet sein, denn die Eins (1) hängt für immer an der Null ($\emptyset$).

Im Leben eines glücklichen Elternpaares ist zu dem Zeitpunkt, da für das erwartete Kind das Bettchen aufgestellt wird, meistens auch schon der Eigenname für das Kind festgelegt. In meinem Fall war das CHRISTIAN. Mein Eigenname ist der erste und wichtigste Signifikant, der mich als Neugeborenes in die symbolische Ordnung eingeschrieben hat. Ich könnte ihn deshalb mit Lacan auch einen wichtigen „Herrnsignifikant“ unter anderen Herrnsignifikanten nennen. Obwohl er anfänglich nichts mit mir als Säugling zu tun hat, hängen an ihm dennoch viele Träume und Wunschvorstellungen meiner Eltern, die mich als ihr Kind betreffen. Was aus mir werden möge, wie ich mich idealerweise entfalten möge, was ich beruflich schaffen und an gesellschaftlich anerkannten und geschätzten Werken zustande bringen möge. Die Wirkkraft dieses „Herrnsignifikanten“ wird deshalb meine Subjektivität massiv und unbewusst beeinflusst haben. Kein leichtes Geschick für ein Kind, es wird sich in der Folge seines Daseins mit dem „Erbe“ seines Eigennamens auseinandersetzen müssen, seine Bürde annehmen und sie in subjektiver Weise umsetzen müssen. Wie es damit zurechtkommt und was es daraus macht, wird der Verlauf seines Lebens zeigen. Das ist sein Los: Mit der Annahme des Eigennamens verschwindet das Reale des Kindes hinter einem „Herrnsignifikanten“ (S_1), der es fortan als Subjekt für andere Signifikanten repräsentiert, deren Ansammlung den gesamten Lebensweg und das gesamte Lebenswerk des Subjekts – quasi die repräsentative Summe S_2 seines Daseins – ausmachen. So in etwa ließe sich im Kontext der Subjektwerdung und der Subjektrepräsentation Lacans kryptische Formel *Ein S_1 repräsentiert das Subjekt für einen S_2* interpretieren.

Als Beispiele für die Verweisung des Subjekts mit seinem Eigennamen (S_1) in andere signifikante Systeme mit ihren Platzhaltern wären etwa die von einem Staat groß angelegten Statistiken zu nennen, die als „Hort“ des bewussten und unbewussten Wissens *des* Subjekts und *über das* Subjekt verstanden werden können: Im Lukas-Evangelium, Kapitel 2, ziehen

⁹ Betrachtet man im Bild des Wohnhauses zusätzlich noch die *Reihenfolge* der Stockwerke, dann ergibt sich, dass die Null gleichzeitig Kardinal- und Ordinalzahl ist.

Josef und Maria mit ihrem Jesuskind zur Volkszählung „von der Stadt Nazareth in Galiläa hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Betlehem heißt, um sich dort „eintragen zu lassen“. ¹⁰ In den heutigen europäischen Staaten dienen das Geburten- und Staatsbürgerschaftsregister, der Mutter-Kind-Pass, die Registrierung per e-Card, die Anmeldung für einen Kindergarten-Platz oder die Aufnahme ins allgemeine Schulsystem diesem Zweck der Verwaltung des Lebens. Mein Leben war immer schon in staatliche Systeme eingeschrieben.

DAS SUBJEKT TRITT IN ERSCHEINUNG

Das psychoanalytische Subjekt setzt sich nach Lacan im Wesentlichen nach der Struktur des borromäischen Knotens zusammen. Dieser besteht aus drei Ringen, die miteinander so verschlungen sind, dass sich der Knoten auflöst, wenn ein Ring herausfällt oder herausgebrochen wird. Jedem Ring entspricht in dieser Topologie ein Register des Psychischen. Bisher war nur von zwei Registern die Rede: vom REALEN (der triebhaften menschlichen Körperlichkeit) und vom SYMBOLISCHEN, welches das Körperliche überschreibt und durchdringt, ohne es jedoch restlos erfassen zu können. Das dritte Register des IMAGINÄREN betrifft die Identifikationen des Subjekts mit diversen Vorbildern (Imagines), die ihm in seiner Verweiskette von Signifikant zu Signifikant einen zeitlich begrenzten Halt – oder wenn man so will: „Aufenthalt“ und Identität – bieten. Um aufzuzeigen, wie diese drei Register zusammenspielen, schiebe ich hier einen kleinen Exkurs zu Peter Handkes Theaterstück KASPAR ein.

Exkurs:

Der Auftritt des Subjekt am Beispiel von Peter Handkes Theaterstück KASPAR

In der Regieanweisung zum Theaterstück KASPAR erscheint die Bühne als eine künstliche Bühne für den Auftritt eines menschlichen Wesens, das noch nichts von sich selbst weiß. Die Bühne fungiert als „Platzhalter“ (Register des SYMBOLISCHEN) für ein zukünftiges Subjekt.

Peter Handke, Regieanweisung:

„Die Zuschauer sehen das Bühnenbild nicht als Bild eines woanders gelegenen Raumes, sondern als Bild von der Bühne. Das Bühnenbild stellt die Bühne dar.“¹¹

¹⁰ <https://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/bibel/lk2.html>

¹¹ Handke (1976), S. 8

Die Zuschauer sehen jetzt auf dieser Bühne „einen theatralischen Vorgang“, in dem ein menschliches Wesen (Register des REALEN) hinter einem Vorhang sich bemüht, diesen zu durchdringen und die Bühne zu betreten, sie sehen gleichsam den „Geburtsvorgang“ Kaspars: Lesen wir diesen „theatralischen Vorgang“ metaphorisch und denken beim Auftritt Kaspars – im Kontext der bisherigen Ausführungen – an die Subjektwerdung eines Kindes.

„Hinter dem Vorhang an der Rückseite des Bühnenraums ENTSTEHT EINE BEWEGUNG, deren Entstehen die Zuschauer an der Bewegung des Vorhangs verfolgen können. (...) Die Zuschauer erkennen immer deutlicher, dass jemand durch den Vorhang auf die Bühne will, aber bis jetzt den Spalt im Vorhang noch nicht gefunden hat. Nach einigen vergeblichen Versuchen (...) gelingt es der Person, den Spalt zu finden, den sie gar nicht gesucht hat. Der zuerst sichtbaren Hand folgt sehr langsam der übrige Körper. (...) Die Gestalt tut eine kleine Bewegung auf die Bühne, so dass sich der Vorhang nach und nach von ihr löst und hinter ihr wieder zusammenfällt.“¹²

Ein menschliches Wesen (das REALE) ist zur Existenz gekommen und findet seinen Platz im SYMBOLISCHEN. Das Wesen hat – dank der Bühne als symbolischem Platzhalter – den Subjekt-Status erreicht.

Kaspar steht auf der Bühne. (...) Er steht da und bewegt sich nicht von der Stelle. Er ist die verkörperte Verwunderung.“¹³

Im Ausdruck der „verkörperten Verwunderung“ erblickt das Subjekt das Licht der Welt. Gleichzeitig wird es vom Licht der Welt erblickt, und es weiß nicht, wie ihm geschieht, da es noch kein Bewusstsein von sich selbst (das IMAGINÄRE) erlangt hat.

Die Bühne stellt die symbolische Verortung des Subjekts dar. KASPAR ist damit in eine Welt von Sprechenden eingetaucht. Die Sprechenden stehen für den ANDEREN, das ist bei Lacan die Welt der Sprechenden, der sich das Subjekt/Kind nach diesem Schema zu unterwerfen hat:

der Andere
Kind

„Eine Dreiteilung der Vorgänge tritt ein: erstens: Kaspar bewegt sich über die Bühne, jetzt nicht mehr jedem Gegenstand ausweichend, sondern ihn berührend (und mehr); zweitens: Kaspar sagt, nachdem er an jedem Gegenstand etwas angerichtet hat, seinen Satz; drittens: von allen Seiten setzen jetzt EINSAGER ein, die Kaspar durch Sprechen zum Sprechen bringen. (...) Sie sprechen nicht mit den üblichen Mitteln einen

¹² Handke (¹³1976), S. 11

¹³ Ebd., S. 11f.

SINN, SIE SPIELEN SPRECHEN, *und das mit größter Anspannung der Stimmen, auch wenn sie leise sind.*¹⁴

Die Unterwerfung des Subjekts unter die Sprache kommt einer „Sprechfolterung“ gleich. „Das Stück könnte auch ‘Sprechfolterung’ heißen“, hält Handke in der Regieanweisung fest: „Es zeigt, wie jemand durch Sprechen zum Sprechen gebracht werden kann.“¹⁵

Ziel der „Sprechfolterung“ ist es, das Subjekt zu einem „Sprechwesen“ zu machen, das bereit ist, sich mit gesellschaftlichen Vorbildern zu identifizieren und in das Register des IMAGINÄREN einzutreten. In diesem Sinn reagiert KASPAR auf das Einsprechen der Einsager mit folgendem Satz:

„Ich möchte ein solcher werden, wie einmal ein anderer gewesen ist.“

Darauf reagieren die Einsager mit der Bemerkung:

„Schon hast du einen Satz, mit dem du dich bemerkbar machen kannst. Du kannst dich mit dem Satz im Dunkeln bemerkbar machen, damit man dich nicht für ein Tier hält.“¹⁶

Die Einsager kommentieren einerseits Kaspars Einkleidung mit Sprache als Domestizierung. Der Prozess der „Sprechfolterung“ erscheint als ein Prozess der Humanisierung: Kaspar kann sich jetzt als Mensch von einem Tier unterscheidbar machen. Andererseits zeigt Kaspars Satz, dass seine Subjektstruktur – Reales, Symbolisches, Imaginäres – im Sinn des borromäischen Knotens komplett ist.

¹⁴ Ebd., S. 15f.

¹⁵ Ebd., S. 7

¹⁶ Ebd., S. 16

LICHT UND BLICK – DAS SUBJEKT IM BANN DES IMAGINÄREN

Mit dem Geburtsvorgang, so sagt man, „erblickt ein Kind das Licht der Welt“. Gleichzeitig wird das Kind, wie das Stück KASPAR zeigt, von dem Licht der Welt erblickt (das Bühnenlicht, die Zuschauer). Das Licht umrieselt mit seinen Photonen in ähnlicher Weise wie die Wörter und Sätze der Menschen das Da-Sein des Kindes. Als bald werden die vom Licht getragenen Blicke sein Wesen erfassen, sein Interesse und folglich sein Verhalten ausrichten. Das „Zur-Existenz-Kommen“ im Medium der Sprache ist vergleichbar dem „In-Erscheinung-Treten“ des Subjekts im Medium des Lichts. Auch in diesem Fall dominiert der Andere das Kind, gemeint ist hier der Blick auf der Seite des Anderen, von dem das Kind getroffen und verwandelt wird. Der Blick eines Mitmenschen kommt einer Lichtquelle gleich, die das Subjekt *photo-graphiert*. Die Phänomenologie etwa eines Merleau-Ponty spricht deshalb von einer „Präexistenz“ und einer „Omnipräsenz des Blicks“: als Menschen sind wir wie KASPAR im Schauspiel der Welt immer angeschaute Wesen.¹⁷

Die erste große Einwirkung des Blicks auf das Subjekt beschreibt Lacan in seinem Bericht über das *Spiegelstadium*¹⁸, in dem das Kind von seinem Spiegelbild machtvoll erfasst, verwandelt und im echten Wortsinn „ent-stellt“ wird. „Ent-stellt“ in dem Sinn, dass es sich mit diesem Bild identifiziert, sich an dessen Stelle setzt und sich im Zuge dessen – wie der mythische Narziss – in sein Körperbild verliert. Dieser Prozess findet vom 6. bis zum 18. Lebensmonat des Kindes statt, und der Grund dafür liegt in der frühzeitigen Reifung der Sehfunktion gegenüber den restlichen Körperfunktionen. Wegen der Frühzeitigkeit der menschlichen Geburt ist die Körperbeherrschung noch unzureichend ausgebildet, und der Säugling ist auf die umfassende Hilfe von Pflegepersonen angewiesen. Er ist quasi in körperliche Ohnmacht getaucht, kann sich nicht gezielt bewegen, muss gehoben, getragen, gelegt und gefüttert werden: Dementsprechend erlebt er die Wahrnehmung seines Körpers und „seiner“ Welt uneinheitlich und ohne erkennbaren Zusammenhang: Er fühlt sich als „zerstückelter Körper“, sagt Lacan in Anlehnung an die Puppen-Objekte von Hans Bellmer. – Die Sehfunktion ist zu dieser Zeit dagegen schon so weit fortgeschritten und reif, dass das Auge die Initiative für die weitere psychische und körperliche Entwicklung übernehmen kann. Das geschieht ab dem Zeitpunkt, in dem das Kleinkind erstmals ein einheitliches, statisches, ja statuarisches Bild eines Kinderkörpers im Spiegel wahrnimmt. Dieses Wahrnehmen ist weniger ein aktives Erblicken als vielmehr ein Erblickt-Werden vom Bild. Die Strahlkraft des Bildes fasziniert das Auge des Kindes und versetzt seinen gesamten Kinderkörper in Spannung, weil ihm der klare Umriss und die Geschlossenheit des Körperbildes das unmittelbare Gegenteil zum „zerstückelten“ Körpergefühl vermittelt. Das Spiegelbild wird zu einer puren Attraktion, die das Auge mit Lust „überschwemmt“, was zur

¹⁷ Siehe dazu meine ausführliche Darstellung zum „Blick als Objekt *a*“ in der Abhandlung: „Funktion und Form des Objekts *a*“: <https://signifikant-macht-subjekt.com/abhandlungen-ab-2022/funktion-und-form-des-objekts-a/>, Die Stufe des Skopischen, S. 24ff

¹⁸ Lacan (1973), S. 61-70

Folge hat, dass das Kind nicht mehr davon lassen will. – Der Mutter ist die Faszination, die das Kind gegenüber dem Spiegelbild zeigt, nicht verborgen geblieben und unterstützt die Bestrebungen ihres Kindes, dem Körperbild gleich zu werden, indem sie den Spiegel optimal ausrichtet und ihm die „gute Gestalt“ immer wieder zeigt und – mit dem Finger auf das Bild deutend – liebevoll zu ihm sagt: „Ja, dieses Schöne da, das bist du, der *Christian* (Eigenname)!“ Die Antwort des Kleinen ist eindeutig: großer Jubel!

Mit dem Hineinwachsen ins Spiegelbild verortet sich das „zerstückelte“ Körpergefühl des Kindes schließlich in der Umhüllung einer festen Gestalt. Am Ende der Identifikation wird sich auf diese Weise das Ich-Bewusstsein des Kindes herausgebildet haben: Seine Vorstellung von sich selbst (seine *Ur-Imago*) ist also eine ideale, vom Anderen – dem Spiegel, dem Blick und dem Zusprechen der Pflegepersonen – konstruierte Identität, die sprachlich mit dem Eigennamen verschmolzen wird. Damit tritt eine erste Form der Subjektsplaltung von *Bewusst* und *Unbewusst* ein: Das Ich-Bewusstsein (das Imaginäre) erhebt sich über die signifikanten Bedingungen und sprachlichen Eingriffe, die es haben entstehen lassen (das Symbolische). Das ist dem Kind völlig entgangen und ist ihm unbewusst. Das Ich glaubt, es sei eine souveräne Identität, ein autonomes „Für-Sich“, ausgestattet mit der Macht einer Idealität.

Weil sich im Spiegelstadium das Kind in das *Ideal* eines Körperbildes verliert, wird der Ursprung des Ichs in der Lacan'schen Theorie auch als *Ideal-Ich* bezeichnet. Und weiter: Weil das ideale Körperbild vom Spiegel auf das Kleinkind zurückgeworfen wird und dieses „einfasst“, sagt Lacan in Anlehnung an Arthur Rimbauds Satz: „*Ich ist ein anderer.*“ Und noch einmal weiter: Weil das Ich seine Genese verkennt und sich als ein ideales komplettes Ich wähnt, wird dem *Ideal-Ich* der Stellenwert eines Trugbildes zugesprochen. Unser Bewusstsein wächst nicht aus einem festen „Kern“ heraus, sondern aus einer „Fata Morgana“. Im weiteren Leben setzt sich der Ausbau dieses Trugbildes fort. Denn noch viele andere ideale Bilder werden auf das menschliche Ich-Bewusstsein zurückgeworfen. Gemeint sind gesellschaftliche Vorbilder und Rollenbilder, die auf das primäre narzisstische Ur-Bild einwirken, es modifizieren und schließlich zu einem Charakter ausformen. Die sekundären Imagines ordnen sich um das *Ideal-Ich* wie die Schalen einer Zwiebel an und werden in der Subjekttheorie deshalb als *Ich-Ideale* bezeichnet. Das Verständnis, das ein Erwachsener von seinem Ich hat, wird folglich als „Sedimentation von Bildern“ definiert. Zuerst ist es das Bild des eigenen Körpers (*Ideal-Ich*), dann folgt die Reihe von Vorbildern (*Ich-Ideale*), mit denen sich das Subjekt identifiziert.¹⁹ Mit der Entwicklung dieses imaginären Gebildes werden gesellschaftlich erwünschte Gedanken und Vorstellungen ins Bewusstsein des Subjekts aufgenommen, andere wiederum, verpönte sexuelle und aggressive Wünsche, in dessen Unbewusstes verdrängt.

¹⁹ Fink (2015), S. 118

FAMILIÄRE TRIANGULIERUNG – DAS NEIN! DES VATERS ZUR MUTTER-KIND-EINHEIT

Ich bleibe zunächst noch beim Ideal-Ich aus dem Spiegelstadium um zu zeigen, was im Leben des Kleinkindes weiter geschieht. Im kontemplativen Moment, in dem sich das Kind vom idealen Bild des Körpers im Spiegel „umarmen“ und einschließen lässt, somit seine Transformation zum Ideal-Ich erfährt, kann Ruhe und Befriedigung in sein Selbstgefühl einkehren, weshalb ich diesen Moment gern mit dem Augenblick des Gestillt-Seins an der Mutterbrust vergleichen und als „Nullpunkt des Begehrens“ bezeichnen möchte: Das Subjekt schwebt – eingfasst in einer idealen Gestalt – im Phantasma der Erfüllung und Vollkommenheit. Dieser euphorische Zustand führt es alsbald in die Illusion, für die Mutter und andere Menschen (den Anderen) begehrenswert zu sein, bietet sich ihnen als Liebes-Objekt an; der Andere seinerseits ist sehr empfänglich dafür, wenn man sieht, wie Erwachsene auf ein „süßes Baby“ reagieren. Freud findet in seiner Abhandlung *Zur Einführung des Narzissmus* dafür die passende Wendung „*His Majesty the Baby*“.²⁰ Vor allem die Mutter unterliegt der Verführung des „süßen Kleinen“ und nimmt ihr Baby als Liebesobjekt an: Sie umarmt es, kuschelt mit ihm, nimmt es sogar mit in ihr Bett. Das beglückt das Kind, und so entwickelt sich zwischen den beiden ein durchaus sexuelles Begehren. Das sieht der Vater nicht gern. Und zwar aus mehreren Gründen: Die Mutter opfert mehr Zeit und Zuwendung dem Kind als ihm. Ihr Interesse an ihm, ihrem Lebenspartner, schwindet, sie vernachlässigt ihn emotional. Sie hat offensichtlich anderes im Kopf und im Körper als ihn, nämlich *ihr* Kind, und nicht ihrer *beider* Spross, der ursprünglich aus ihrer *beider* Begehren und Wünsche hervorgegangen ist. Also fühlt er sich aufgefordert, ihrer *beider* ursprüngliche Begehren wieder herzustellen und spricht ein entschiedenes NEIN! zu dem erotischen Mutter-Kind-Spiel.

Ab diesem Punkt der Subjekt-Entwicklung kann ich beginnen, auch meinen persönlichen subjektiven Werdegang einzubringen, soweit ich mich daran erinnern kann. Die biografischen Einsprengsel sehe ich als signifikante Stationen in meinem Leben, die Lacan unter dem Sammel-Signifikanten S_2 subsumiert, soll heißen: Mein Eigenname CHRISTIAN (S_1) repräsentiert mich als Subjekt bei einer Reihe von anderen Signifikanten, die ein Wissen im „Ort des Anderen“ ausmachen (S_2).

Eine erste Szene, die sich in mein Seelenleben eingeschrieben hat, betrifft eine Situation mit meiner Mutter in jenem Erwachsenen-Bett, das mir als kleinem Kind (2 oder 3 Jahre alt?) bereits zugeordnet worden war. Die Mutter spielte mit mir und kitzelte mich derart stark, dass mir beim Lachen beinahe die Atmung versagte. Bestärkt von meiner Wollust ließ die Mutter von dem Kitzeln meines Körpers nicht ab und entblößte dabei ihre Brust. Sie war sehr hell und die dunkelroten Brustwarzen stachen hervor. Um diesem Anblick zu entkommen und meiner Mutter zu imponieren, stieg ich auf den Kommodenschrank am Bettende und hechtete in die etwas tiefer liegende Tuchent hinein. Tags darauf übte ich mich in diesem Spiel ohne Beisein der Mutter, aber, – und um ihr noch mehr „zeigen“ zu können –, erhöhte ich den Absprung, indem ich zusätzlich eine kleine Schmuckkassette auf

²⁰ Freud (1975), S. 57

die Kommode stellte. Es war das Gesellenstück meines Vaters, ein Tischlerhandwerk, das mit schwarz lackiertem Laubsägeschmuck verziert war. Beim Absprung flutschte das Kästchen nach hinten und knallte so hart gegen die Wand, dass die silbrigen Kleinodien auf dem Fußboden verstreut waren. Damit fand mein Imponiergehabe ein Ende, und die Mutter war erschrocken, als ich ihr von dem Malheur erzählte. Für den Vater war dies der Anlass, dem Mutter-Kind-Spiel durch ein klares NEIN! ein Ende zu setzen.

Lacans Subjekttheorie beschreibt ein solches energisches NEIN! des Vaters als Akt der SEPARATION: Der väterliche Eingriff soll und muss die Mutter-Kind-Umklammerung lösen. Eine neue Familienstruktur muss her im Sinn einer klaren Trennung in Vater – Mutter – Kind – Positionen: also familiäre Triangulierung. Für dieses MUSS gibt Lacan gewichtigere Gründe an als die vielleicht angenommene Eifersucht des Vaters, nämlich Gründe, die für die weitere psychische Entwicklung des Kindes entscheidend sind. Ein zu heftiges und zu langes Techtelmechtel zwischen Mutter und Kind ist erstens nicht gesellschaftsfähig und kann zweitens, wenn dem nicht Einhalt geboten wird, zu einer „Übermutterung“ des Kindes führen. Eine solche kann die notwendige Entfaltung des Eigenwillens des Kindes hemmen oder gar unterdrücken. Und sie kann gleichzeitig die Eigenständigkeit und den Interessenshorizont der Mutter einschränken. Kurz: Es kann zu einem „Kurzschluss“ der Begehren kommen, auf Seiten der Mutter wie des Kindes.

Nach Lacans Theorie und wohl auch „naturgemäß“ will kein Kind an der „Mutterbrust“ oder am „Rockzipfel der Mutter“ hängenbleiben. Kein Kind will andauernd gefüttert und gestreichelt werden, ein Kind will die Welt entdecken und in die Fremde aufbrechen. Das NEIN! der Separation soll das Kind in diese Richtung einmal mehr entfremden. War es im Kontext der *Alienation* die Entfremdung in die Sprache, so ist es im Kontext der *Separation* eine Öffnung *für* das Fremde. Das väterliche NEIN! will dem Kind die Möglichkeit eröffnen, aus der Mutter-Kind-Einheit herauszutreten und ein eigenes Begehren zu entwickeln. Man könnte es auch so formulieren: Das Kind als „Sprechwesen“ (*Alienation*) soll sich dem Projekt der Entwicklung eines eigenen Begehrens unterwerfen (*Separation*): den Weg vom Feld des ANSPRUCHs hinaus in das Feld des BEGEHRENS nehmen.

Separation: Begehren
Anspruch

Nach der Episode mit dem Schmuckkästchen wurde ich daher in den Kindergarten des Dorfklosters gesteckt. Die abrupte Trennung von der Mutter fiel mir schwer, ich ertrug sie nicht: Ich weinte viel. Das Essen im Kindergarten schmeckte mir nicht, mit den fremden Kindern spielte ich nicht, nach dem Mittagessen eine Stunde schlafen konnte ich nicht, die Kindergartentanten in ihren schwarzen Klostergewändern mochte ich nicht. Meine Eltern erfuhren natürlich davon und betrachteten mich mit Sorge. Doch alles half nichts, Vater und Mutter blieben bei ihrem Entschluss, zumal da das Berufsleben des Vaters war und die Mutter vielerlei Pflichten nachkommen musste. Also blieb ich innerhalb der Klostermauern, und mein Hauptinteresse in der Kindergartenschar galt dem Zeitpunkt, an dem mich die Mutter wieder abholen würde. In der Regel wurden wir Kinder am späten Nachmittag zum Glockenschlag einer bestimmten Stunde abgeholt. Wir warteten vor dem Klostertor, auf einer niedrigen Steinmauer sitzend, sehnsüchtig auf unsere Mütter. Eines Tages geschah es, dass die Kinder wie üblich der Reihe nach abgeholt wurden und bald nur mehr ich und zwei

andere Kinder übrig blieben. Dass ich so lange warten musste, war bisher noch nie vorgekommen. Angst stieg auf und wuchs. Wo bleibt meine Mutter, sie ist doch sonst immer pünktlich, wenn nicht gar eine der ersten? Als auch die zwei letzten Kinder abgeholt wurden, musste die Klosterschwester, die auf uns Wartende aufpasste, mich mit allen ihren Künsten beruhigen. Das gelang ihr nicht, schließlich wurde sie selbst unsicher und warf fragende Blicke in die Umgebung. Meine Mutter kam noch immer nicht. Mein Körper verkrampfte sich, ich war überzeugt, meine Mutter hatte mich einfach vergessen. Als sie – weit über die Zeit – dann doch endlich auf dem Fahrrad daherkam, wurde ich – ein Bündel Elend – nach Absprache mit dem Vater endgültig aus dem Kindergarten als meinem „Platzhalter“ genommen. Das gespürte Verlassen-Sein von der Mutter war eine meiner Erfahrungen dessen, was Lacan das Reale nennt: pures Entsetzen, psychischer „Filmriss“.

DAS „SUBJEKT-ALS-SIGNIFIKAT“

Als ich wieder in meinem gewohnten Revier des Elternhauses mit seiner Umgebung aufgenommen war, bedeutete das für mich „Glücklich-Sein“. Das NEIN! des Vaters zum Spiel mit der Mutter konnte ich ertragen, weil ich es durch andere Tätigkeiten ersetzte. Aber mein Frohgemut war trotzdem getrübt – vom Schatten eines Versprechens: Ich musste den Anweisungen der Eltern bedingungslos gehorchen und ohne Murren erfüllen, was sie von mir erwarteten. Kurz gesagt: Ich musste ein „braves Kind“ sein, sonst würde ich wieder in den Kindergarten müssen. Über meinem Glücklich-Sein schwebte fortan diese Drohung.

Mein neuer Entfaltungs- und Spielraum war klar abgesteckt: Er umfasste die Winkel, Nischen, Räume des uralten Elternhauses, den großen Garten, den kleinen Bach daneben, in einem bestimmten Radius den umliegenden Nadelwald und die unmittelbaren Nachbarn, die mit den Eltern gut befreundet waren. Mein neues Leben war dementsprechend interessant geworden und erfüllt von allerlei Forschertätigkeiten und Spielen mit den paar Nachbarkindern. Dennoch fühlte ich mich nicht so richtig frei, ich empfand die neue Situation eher als ein „Gehege des Erlaubten“. Was erlaubt war, war das, was ich verstanden hatte. Und was ich verstanden hatte, war, dass mir bei Unfolgsamkeit der Kindergarten drohte. Und das wieder bedeutete den Liebesentzug der Eltern.

Den Prozess der SEPARATION durchzumachen, ist für ein Kind nicht leicht. Das einfallslose NEIN! des Vaters war in meinem Fall zwar durch einen erweiterten Spiel- und Erkundungsraum ersetzt worden, doch wiewohl ich die väterliche Untersagung verstand, der Hang zur Mutter war nach wie vor da. Bruce Fink beschreibt den Zustand eines Subjekts, das vom Verstehen der Gebote und Vorschriften des Anderen beherrscht ist, mit der Wendung „*Subjekt-als-Signifikat*“: Der linguistische Terminus „Signifikat“ steht für *Sinn, Bedeutung*. Im „Prozess des Verstehens wird alles auf den Status quo zurückgeführt, also auf die Ebene dessen, was schon bekannt ist.“²¹ Das Tun und Lassen eines „*Subjekts-als-Signifikat*“, sein Aktions- und Wirkungskreis, beschränkt sich folglich auf ein vorgegebenes und strikt

²¹ Fink (32015), S. 103.

definiertes Signifikanten-System. Mit diesem hat es sich abzufinden. Wenn ihm das genügt, könnte man mit Kant von einem „unmündigen Subjekt“ sprechen. Als ein solches existiert es in einer vorgegebenen Sprache und „klebt“ an den damit verbundenen Vorschriften. In Lacans Subjekttheorie umgemünzt heißt das: Es ist und bleibt dem ANSPRUCH (D) des Anderen unterworfen. Das großgeschriebene D steht für das französische *Demande* und besagt, dass dieses Subjekt mit seinem Anderen in einer Beziehung steckt, die von Liebe, ihrem Gegenteil, dem Hass, oder stummer Indifferenz dominiert ist. Lacan bringt dafür gerne das Beispiel eines Kindes in seiner Abhängigkeit von den Eltern. Es gehorcht, damit es „geliebt“ wird und bescheidet sich im Gegenzug mit dem „Gehege des Erlaubten“, wie ich es oben genannt habe. Zieht sich diese „Bescheidenheit“ bis ins Erwachsenenleben durch, kann sie sich verhärten und zu einem zwangsneurotischen Verhalten auswachsen.

Mein Kindergartentrauma, die Erfahrung des Verlassen-Seins von der geliebten Mutter, hat in meinem Seelenleben wohl einen Riss hinterlassen, der nicht nur zu meinem persönlichen Schicksal gehört, sondern auch als allgemeines Beispiel für die Auflösung der hypothetischen Mutter-Kind-Einheit angeführt werden darf. Ich qualifiziere diese Einheit deswegen als eine „hypothetische“, weil sie in der Realität wahrscheinlich nie besteht. Meine Mutter hat doch immer ihr Eigenleben führen und ihren alltäglichen Pflichten nachkommen müssen, sonst hätte sie mich an jenem Tag vor dem Kindergartentor nicht so lange warten lassen. Sie konnte nicht anders, weil sie anderes zu tun hatte. Schließlich gab es zu dieser Zeit schon ihr zweites Kind, meinen kleinen Bruder, für den sie sorgen musste. Die Einheit mit der Mutter bestand in meinem Seelenleben offensichtlich nur als unbewusste Geborgenheits-Phantasie, so sehe ich es heute, nachträglich. Die seelische Niederschrift meiner persönlichen Erfahrung zeigt etwas an, was wahrscheinlich alle Kinder durchmachen müssen, nämlich die Anerkennung eines nicht zu leugnenden Spaltes in der Mutter-Kind-Beziehung schon von Beginn an. Schon bald nach der Geburt des Kindes deutet sich dem Kind die Brüchigkeit der Beziehung zwischen ihm und der Mutter durch deren scheinbar willkürliches Kommen und Gehen an. Das Kind „weiß“ ab seinen ersten diesbezüglichen Beobachtungen, wenn auch unbewusst, dass die Mutter ein eigenes unkontrollierbares „Begehren“ hat. Sie kommt, wenn sie die Liebe ihres Kleinen genießen will, und geht, wenn andere Aufgaben dringlicher sind. Umso mehr will das Kind diese mütterliche Willkür erforschen, ist es doch nach wie vor sein narzisstischer Wunsch, das einzige Objekt ihrer Begierde zu sein. Daraus ergibt sich für das kindliche Subjekt eine ambivalente Situation, die ich so empfunden habe: Einerseits hänge ich noch im Phantasma, für die Mutter das Ein-und-Alles zu sein und versuche, durch übertriebene Füg- und Folgsamkeit im „Gehege des Erlaubten“ ihre Liebe zu ködern. Andererseits muss ich dabei mein regelmäßiges Scheitern registrieren. Die Mutter gehorcht dem NEIN! des Vaters und bleibt mir gegenüber gewissermaßen distanziert und/oder zeigt, dass sie auch andere(s) liebt, z.B. meinen kleinen Bruder. Darüber hinaus habe ich allmählich gelernt, dass mir bei aller Folgsamkeit und bei aller Liebeszuwendung seitens der Mutter selbst etwas entgeht. Ich spürte, wie mir meine Liebes-Abhängigkeit nach und nach ein zu enges Korsett wird und mir die freie Atemluft nimmt. – Ein Dilemma ist das für ein Kind, allerdings ein fruchtbares, weil es die Heraufkunft eines eigenen Begehrens ankündigt, das jenem der Mutter gleicht. Das Kind möchte selbst Interessen verfolgen, die individuell sind und nichts mehr mit der Mutter zu tun haben. Aus dem „*Subjekt-als-Signifikat*“, das der Mutter etwas bedeuten will, möchte ein „*Subjekt-als-Begehren*“ werden, das der elterlichen Aufsicht entkommt.

DAS SUBJEKT „BÜCHST“ AUS

Ich möchte diesen Herzens- und Sinneswandel vom „*Subjekt-als-Signifikat*“ hin in Richtung eines „*Subjekts-als-Begehren*“ mit einer anderen Episode aus meinen Kindertagen beschreiben und stelle die folgende kurze Erzählung unter das Motto des KASPARS von Peter Handke. Kaspars erster Satz lautet: „Ich möchte ein solcher werden, wie einmal ein anderer gewesen ist.“²²

Ich tummelte mich noch im „Gehege des Erlaubten“ und bekam von den Gesprächen der Eltern mit ihren Nachbarn mit, dass es ein schönes Erlebnis sei, ab und zu eine Wanderung hinauf zum „Häusler“ zu machen, zu jenem schrulligen Bergbauern auf der Sonnenseite des Tales, und bei ihm „Speck“ zu essen. In der Einsicht auf seiner Huben oben freute es ihn immer, wenn ihn Leute „von unten“ besuchen kämen. Eine willkommene Abwechslung sei das für ihn, seinen Speck biete er gern und freigebig an. Ein Keim meines Interesses war damit geweckt, und ich sah plötzlich die „Häusler-Riedl“ mit anderen Augen. Das war die Tochter des „Häuslers“, zwei oder drei Jahre älter als ich. Ihr Weg von der Schule nach Hause führte direkt an unserem Elternhaus vorbei durch die Nachbarwiese, dann hinauf durch den Nadelwald auf eine nächste Wiese, die von einem verwitterten Bretterzaun eingegrenzt war. Dieser Zaun war gleichzeitig die Grenze meines Geheges. Die Wegmarke, bis zu der ich mit der „Häusler-Riedl“ gehen durfte, bildete das „Pfeifenstöckel“, ein schon etwas schief stehendes gekalktes Bildstöckel mit groben Rissen und einer verblassten „blauen Madonna“ im Gehäuse. Vor dem Marienbild war immer ein Krug mit frischen Feldblumen aufgestellt. Neben dem „Pfeifenstöckel“ lud eine alte und einfach gezimmerte Bretterbank zum Blicken ins Tal und zum Denken über das Leben ein. Das wusste ich von meinen Eltern, weshalb ich auch mit der „Häusler-Riedl“ hier Platz nahm für ein kurzes Reden und Abschied-Nehmen von ihr, schließlich musste sie noch einen langen Steig durch den Wald und über Stock und Stein hinauf zu ihrem Vaterhaus nehmen.

Seit die Erzählung der Eltern vom „Häusler“ mein Interesse geweckt hatte, begleitete ich die „Häusler-Riedl“ so oft es möglich war auf ihrem Heimweg. Sie hieß zwar „Riedl“ (Dialektausdruck für „Maria“), aber alle nannten sie „Häusler-Riedl“, als wäre das ihr Eigenname als Tochter des „Häuslers“. Sie ist mir in einem luftigen blauen Kleid in Erinnerung, das Prägnanteste an ihrer Erscheinung war ein wirrer lockiger Blondschoopf, unter dem sich ihr schmales Gesicht irgendwie zu verlieren schien. Eines Tages geschah dann das Ereignis. Es spielte sich vor dem „Pfeifenstöckel“ ab unter schönstem Himmelblau und warmer Frühsommersonne. Die „Häusler-Riedl“ stand nach einer kurzen Rast von der Bretterbank auf und öffnete den ledernen Schulranzen. Mit schnellen Griffen zog sie ihre blauen Schulhefte heraus und zerfetzte sie – eines nach dem anderen – entschlossen mit erhobenen Armen in der Luft, sodass die beschriebenen Seiten und Blätterschnitzel über

²² Handke (1976), S. 16

ihrem Haupt in alle Richtungen davonflatterten und langsam herunter ins Wiesengras schaukelten. Dabei schrie sie hell mit ihrer ganzen Körperkraft: Es war ein Aufjauchzen, ein Herausbrüllen unsäglichlicher Freude und Erleichterung unter hemmungslosen Sprüngen und Drehungen – der ekstatische Tanz einer Irren. Der Schulranzen überschlug sich zwischen den Fichtenstämmen hinab in den tiefen Graben neben der Wiese. Das Schauspiel verblüffte mich, jagte zugleich Lust und Entsetzen durch meinen Kinderkörper. Worte, Erklärungen gab es nicht, die „Häusler-Riedl“ ließ mich nach ihrem Ausbruch einfach auf der Holzbank sitzen, sprang in einem hohen Satz über den morschen Zaun und setzte mit festen Schritten ihren Heimweg fort.

Wie ich Jahre später erfuhr, war die „Riedl“ in ein Irrenhaus eingewiesen worden. Ich nenne sie jetzt bewusst „Riedl“ mit ihrem richtigen Eigennamen. Das „Pfeifenstöckel“ wird für mich immer mit ihrem Namen verbunden bleiben. Ihr psychisches „Ausrasten“ lässt mich vermuten, dass sie in der Schule sehr gelitten und den Unterricht als „Sprechfolterung“ erlebt haben muss, sodass sie – gerade beim „Pfeifenstöckel“ – auf die gesamte symbolische Ordnung „pfiff“. Dabei hat sie mich offensichtlich als Zeugen gebraucht.

Das war nur die Vorgeschichte der eigentlichen Geschichte, in die mich der wilde Tanz der „Riedl“ und die elterliche Erzählung vom „Speck essen beim Häusler“ führten. Ich beschloss daraufhin nämlich, „ein solcher zu werden, wie ein anderer einmal gewesen ist“. Dieser andere war ein „großer Anderer“, ein Mensch von Selbst- und Eigenständigkeit. Das furiose Zerreißen der Schulhefte verkörperte einen solchen für mich ebenso wie der von den Eltern beschriebene Spaziergang zum „Häusler“, es ging darum, einen eigenen Willen zu zeigen und ihn auch durchzusetzen. Also auf, zum „Häusler“ Speck essen gehen! – und das nicht alleine, sondern richtig, so wie die Großen das tun! In diesem Fall hieß das: in Begleitung, als ein Paar, wie meine Eltern es waren. Meine Begleitung sollte Herta sein, meine um ein Jahr jüngere Spielgefährtin, das Nachbarmädchen und die Tochter des Dorfschmieds. Herta war von meinem Vorschlag sofort angetan, weil auch ihre Eltern schon beim „Häusler“ gewesen waren. Das Abenteuer lockte, und schon waren wir unterwegs. Den Eltern hatten wir davon nichts gesagt, das „Gehege des Erlaubten“ war mir wie aus dem Sinn entschwunden, als hätte es nie existiert. Beim „Pfeifenstöckel“ rasteten wir in der warmen Sonne des späten Nachmittags, unsere Blicke schweiften über das Tal und blieben am Kirchturm hängen. Dann ging es weiter – über den Zaun hinaus – dem Steig der „Riedl“ nach, steil nach oben. Bald spürten wir, wie uns die Müdigkeit überkam, und weil es im Wald schon dämmerig war, beschlossen wir, in dem Schuppen, der da war, zu übernachten. Heute würden wir den „Häusler“ ohnehin nicht mehr erreichen. Wir fühlten uns in dem kleinen Schober gut untergebracht und schliefen ein. – Plötzlich schreckten uns laute Stimmen und Rufe auf. Ich stolperte in die Finsternis hinaus und zeigte Herta das Irrlichtern mehrerer Taschenlampen ganz in der Nähe. Dunkle Männergestalten und zwei Frauen suchten uns offensichtlich. Sie riefen immer wieder unsere Namen, mit langen Haselruten in den Händen wedelten sie im hohen Farngras und unter Haselbüsche hinein. Herta erkannte zuerst, dass es unsere Eltern waren und die Schmiedegesellen ihres Vaters. Als die Gestalten mit den unheimlich flackernden Lampenlichtern und den zischelnden Ruten auf uns zukamen, fürchtete ich, dass sie damit auf mich eindreschen würden und duckte mich weg. Statt der Schläge spürte ich den festen Griff meines Vaters und die Umarmung der Mutter. Sie schluchzte, er sagte kein Wort. Die Schmiedeeltern zogen Herta an der Hand nach unten ins Tal. Die Schmiedegesellen schienen erleichtert und warfen die Ruten hoch über die Stauden in die tiefe Nacht.

Meine Zeit, in der ich die Rolle eines „*Subjekts-als-Signifikat*“ gespielt hatte, war damit vorbei. Den Schlusstrich zog mein Vater erstaunlich ruhig. Anstatt mich für den Ausritt zu bestrafen, richtete er mit ernstem Gesicht Worte an mich, die mir seltsam und entscheidend vorkamen. Ich verstand sie nur der Botschaft nach, und die hieß: „*Geh deiner Wege. Aber achte darauf, dass dir nichts passiert. Ab jetzt musst du selbst auf dich aufpassen!*“ Ich spürte instinktiv, dass mich diese Worte aus dem von den Eltern gesteckten Bann- und Schutzkreis entließen und fühlte mich für Momente verlassen und arm. Ich musste schlucken. Entsprach das Schlucken dem, dessen ich innewurde: Mein Wunsch, von den Eltern geliebt zu werden, war fort, verschluckt? Ich sah mich alleine dastehen, auf mich selbst gestellt, einer unter anderen unserer Familienmitglieder, ein Bub neben einem kleinen Bruder, welcher noch in den Armen der Mutter lag. Und vor mir groß aufgerichtet der Vater.

DAS „SUBJEKT-ALS-BEGEHREN“

Die Worte meines Vaters bedeuteten im Wesentlichen meine Freilassung aus dem „Gehege des Erlaubten“. Ich konnte aus dem Feld der strengen elterlichen Aufsicht hinaus in eine Welt, in der ein jeder seinen Interessen nachgeht und „sein Ding“ verfolgt, unter der Bedingung, dass ihm dabei nichts passiert oder es anderen schadet. So fühlte ich die Worte, deswegen, weil sie anstatt der erwarteten Züchtigung mit der Haselrute, wie ich sie oft erlebt hatte, in andächtiger Ruhe an mich gerichtet worden waren. Mit dem Kern der Aussage „*Dass dabei nichts passieren soll*“ hatte Vater wohl gemeint, dass die Dinge, die ich zukünftig drehen würde, rechts- und gesellschaftskonform ablaufen müssten, also so, wie es gut erzogenen Menschen anstünde. Auch das fühlte ich botschaftsgemäß. Eine beachtliche Verantwortung war mir damit aufgeladen worden, phantasierte ich: Einerseits die Möglichkeit, in Freiheit zu leben, aber auch im Bewusstsein dessen zu handeln, dass diese Freiheit mit Rücksicht auf andere Menschen zu gebrauchen sei, also nicht so egoistisch ausgenutzt werden dürfe wie der eigenmächtige „Spaziergang“ mit Herta zum „Häusler“, der den Eltern größte Sorgen und Ängste bereitet hatte. Nicht die Worte, sondern die Stimme, die Blicke, die Körperhaltung des Vaters vermittelten mir, was er sagen wollte. Das prägte sich in mir ein.

Lacans Subjekttheorie definiert den Schritt in die verantwortungsbewusste Freiheit als Übergang vom ANSPRUCH zum BEGEHREN. Metaphorisch lässt sich der Schritt so beschreiben: Das Subjekt lief bisher im „Gehege des Erlaubten“ sprichwörtlich „im Kreis“. Ziel seines Handelns war das „Erbetteln“ bzw. Einfordern der Liebe seiner Eltern durch Bezeugung seiner Folgsamkeit (*Demande*: Liebesforderung, Anspruch auf Liebe). All sein Tun sollte dieser Bedeutung unterstellt sein: „*Subjekt-als-Signifikat*“. Nun wird aus dem bedeutungsvollen Feld der Zeichen und Vorschriften ein Tor hinaus in die freie Welt aufgemacht. „*Geh deiner Wege!*“, sagte der Vater. Das bedeutet, der Theorie nach: Nicht mehr der Kreis des Geheges birgt das Ziel, sondern der Weg selbst wird zum Ziel. Das „Feld

der Zeichen und Vorschriften“ ist – linguistisch gesehen – ein geschlossenes System mit festgelegten Bedeutungen, jedem Signifikanten entspricht ein festgelegtes Signifikat, so wie wir es von den Piktogrammen und Hinweisschildern kennen, an denen wir uns im „Dickicht der Städte“ orientieren. Das Signifikanten-System ist dagegen – wieder linguistisch gesehen – ein offenes und unabschließbares System, in dem sich eine Bedeutung erst nachträglich herstellt, beispielsweise wenn man im Gehen innehält und im Rückblick erkennt, was sich im Verlauf dieses Weges bisher, also vorläufig, ergeben hat. Was in der Folge noch kommen wird, bleibt für den Gehenden ungewiss. Wenn ich die Aussage „*Geh deiner Wege ...*“ in diesem Sinn verstehe und auf den Lebensweg des Subjekts übertrage, dann ergibt sich – in Unterscheidung von der Formel „*Subjekt-als-Signifikat*“ – die Formel „*Subjekt-als-Signifikant*“: „Das Subjekt ist der Pfad, der zwischen Signifikanten angelegt wird; mit anderen Worten, das Subjekt ist gewissermaßen das, was sie miteinander verbindet.“²³

Ich formuliere diesen Satz noch einmal mit anderen Worten: *Das Subjekt bahnt sich einen Weg durch das Leben, die signifikante Spur, die es hinterlässt, repräsentiert es.* Ich denke dabei an den Nachruf am Grab eines Verstorbenen – er ruft die wesentlichen signifikanten Stationen eines Mitglieds der Gesellschaft noch einmal in Erinnerung. Das ehrt dieses Mitglied im Sinn einer würdigen Verabschiedung, es ist sein zweiter „symbolischer Tod“. Damit komme ich wieder zu der eingangs erwähnten Lacan-Formel zurück: „*Ein Signifikant (S₁) repräsentiert das Subjekt für einen anderen Signifikanten (S₂).*“ Für S₁ habe ich bisher den Eigennamen eingesetzt. Die Summe der Lebensstationen, die das Subjekt unter diesem Namen erreicht und hinter sich gelassen hat, sind dabei im binären Signifikanten S₂ zusammengefasst. S₁ repräsentiert also das Subjekt, das sich seinen Pfad außerhalb des Feldes fixer Bedeutungen von Station zu Station (S₂) bahnt. Als ein Gehendes, den Weg sich Bahnendes, hat es den psychischen Modus des ANSPRUCHS in Richtung des Modus des BEGEHRENS verlassen. Mit diesem Schritt hat es nicht nur den elterlichen Hort der Aufsicht und Liebe verlassen, man kann auch sagen „verloren“, wie es meine kleinen Kindergeschichten nahelegen, sondern es hat damit – der psychoanalytischen Subjekttheorie nach – weit mehr verloren: die Rundum-Geborgenheit *im* und *am* mütterlichen Körper. Ich habe vorher dafür die Wendung „hypothetische Mutter-Kind-Einheit“ gebraucht; das Adjektiv *hypothetisch* sollte die Mutter-Kind-Einheit ins Reich des Mythischen verweisen, wie es etwa die christliche *Paradies-Vorstellung* tut. Der Akt der SEPARATION *leitet* die Auflösung der „paradiesischen“ Geborgenheit *ein* und führt sie über in das väterliche „*Geh deiner Wege ... !*“. Lacan setzt für die nun folgende und *vollständige* Trennung des Kindes von der Mutter den Begriff der *symbolischen Kastration* ein; sie wird in seiner Theorie durch den Herrnsignifikanten *Name-des-Vaters* im Subjekt verankert. Dieser zentrale Signifikant verleiht dem Subjekt den Status und die Identität eines „fertigen“ Sprechwesens, das die symbolische Ordnung umfassend – also so wie alle anderen Sprechenden – anerkennt. Die „Vaterfunktion“ verleiht seinem Vokabular und seinem Sprechen ein Maß an Codierung, die ihm Kommunikation ermöglicht und es an den gesellschaftlichen Diskursen teilnehmen lässt. Kurz: Durch die Identifikation mit dem S₁, diesmal verstanden als der Herrnsignifikant *Name-des-Vaters*, integriert sich das Subjekt in das Feld des großgeschriebenen Anderen. Sollte es diesen fundamentalen Signifikanten nicht anerkennen oder verwerfen, bleibt ihm die Möglichkeit der Teilhabe am diskursiven Geschehen verwehrt und es stürzt in einen wahnhaften Zustand, in dem sich Wörter und Wirklichkeit nicht mehr unterscheiden.

²³ Fink (32015), S. 110

Ontogenetisch gesehen entlässt die Verankerung des *Namen-des-Vaters* das Subjekt aus seinem Gefühl der mütterlichen Geborgenheit. Es wird einerseits aus der Umklammerung der Mutter herausgelöst, gewinnt andererseits dadurch die Freiheit, im gesellschaftlichen Getriebe der großen Anderen mitzumischen. Eine zweischneidige Angelegenheit, denn der Gewinn der Freiheit wird im Menschenkind durch einen Rest getrübt, der ihm sagt: „Wie schön war es doch daheim an der „Mutterbrust“!“ Jenes archaische Gefühl verbindet das Subjekt nachhaltig mit einem phantasmatischen „Gefühl von Ganzheit, Vollständigkeit, Erfüllung und Wohlergehen“²⁴. Die Auflösung der hypothetischen Mutter-Kind-Dyade schreibt in jedes Sprechwesen den illusionären Rest eines vollkommenen Glücks ein, den es – sein innigster Wunsch – wieder zurückholen möchte. Deswegen begleiten uns ein Leben lang Glücksvorstellungen, denen wir nicht entkommen können, wir versuchen sie zu realisieren, aber weil das nie so gelingt, wie es uns in der Phantasie vorschwebt, bleibt unser Begehren stets mit dem Gefühl eines Mangels behaftet. Der primordiale Verlust, den die *symbolische Kastration* und die Vatermetapher in unser Seelenleben einschreiben, gehört nach Lacan folglich als konstitutives Element zur Subjektstruktur. Er symbolisiert den Verlust und den verbleibenden Erinnerungsrest daran mit dem Terminus Objekt *a* und schreibt ihm die Funktion der „Objekt-Ursache des Begehrens“ zu. Objekt *a* stellt sich somit janusköpfig dar: Als negative Größe verweist es auf den Verlust; als positive Größe treibt es das Subjekt an, das Verlorene wieder herzustellen, was ihm in glücklichen Momenten auch gelingen kann. B. Fink fasst es wortspielerisch so zusammen:

„Objekt *a* lässt sich als Rest [*remainder*] begreifen, der entsteht, wenn diese hypothetische Einheit (gemeint ist die Mutter-Kind-Einheit, der Verf.) zerfällt, als eine letzte *Erinnerung* [*reminder*] daran. Indem es an diesem Rest [*rem(a)inder*] festhält, kann das gespaltene Subjekt (...) die Illusion der Ganzheit aufrechterhalten; indem es sich an das Objekt *a* klammert, ist das Subjekt in der Lage, seine Teilung zu ignorieren. Genau dies versteht Lacan unter dem Phantasma, und er formalisiert es mit dem Mathem $\$ \diamond a$, zu lesen als: das geteilte Subjekt in Relation zu Objekt *a*.“²⁵

Mit diesem Zitat blende ich noch einmal zur Lacan-Formel am Textanfang zurück und stelle sie in Form des kompletten Mathems für das „*Subjekt-des-Begehrens*“ vor: S_1 steht jetzt für den *Namen-des-Vaters*, der mich als Subjekt namens CHRISTIAN auf meinem Lebensweg bei S_2 , das sind meine Stationen, die ich bisher erreicht habe, repräsentiert. Auf dem „Pfad“ bis zu diesem Punkt hat mich mein Begehren, also meine „Relation zu Objekt *a*“ getragen.

$$\frac{S_1 - S_2}{\$ \diamond a}$$

Jeder Mensch ist, sofern er sich dem *Namen-des-Vaters* unterworfen und die *symbolische Kastration* durchgemacht hat, dem Begehren ausgeliefert und muss sich seinen „Pfad“

²⁴Fink (32015), S. 90

²⁵ Ebd.

durchs Leben in entsprechender Weise „bahnen“. ²⁶ In der prinzipiellen Offenheit des Signifikanten-Systems zu bestehen, ist sein Los. Das Sprechwesen ist somit der nicht-beantwortbaren Frage ausgeliefert, was den Sinn und die Zielvorstellungen seines Lebens betrifft und vice versa auch damit konfrontiert, was ein anderer von ihm denkt oder von ihm will. Das „*Que vuoi?*“ des Mitmenschen, sagt Lacan, bleibt für den Angesprochenen immer ein Rätsel, das eine unbestimmte Angst auslöst, weil in diesem Augenblick das Gefühl des „Mangels-an-Sein“ virulent wird. Die Menschen gehen mit ihrer letzten Lebensfrage unterschiedlich um. Der eine klammert sich an die eingebläuten Forderungen seiner Eltern und gibt sein Bestes, um in dem tyrannischen Regelsystem, das damit verbunden ist, zu bestehen. Ein anderer frönt seinem persönlichen Symptomkomplex: Sport, Körperkontrolle und Liebhabereien aller Art können ihm als Sinn-Ersatz dienen. Wieder ein anderer arbeitet sich unaufhörlich an seinen Fragen nach dem Sinn des Lebens ab, und niemand kann sie ihm beantworten. Ein Großteil der Menschen wendet sich deshalb an Gott und hofft auf ein besseres Leben nach dem Tod. Bleibt man auf dem Boden der Realität und des menschlichen Wissens, ist und bleibt man auf den Mangel-an-Sein/Sinn zurückgeworfen. Das ist der nüchterne Befund. In diesem Fall gilt die Einsicht: Niemand weiß, jeder begehrt – und dann taucht unerbittlich Lacans entsprechende Sentenz dazu auf, die lautet: *Das Begehren des Menschen ist das Begehren des Anderen*. Sie kann in mehrfacher Weise gelesen werden: In der einfachen Form der Gleichsetzung: Jeder begehrt. Mein Begehren ist gleich strukturiert wie das Begehren des Anderen. Aber auch anders und etwas komplizierter kann sie verstanden werden, wenn ich mich auf das „*Begehren des Anderen*“ beziehe: Dann kann ich das „*Begehren des Anderen*“ an sich im Fokus haben; oder ich beziehe mich auf das „*Objekt des Begehrens*“, das dieser Andere im Auge hat. Der Lacan-Spruch birgt vielerlei Bedeutungsvarianten in sich, weil er nach dem Inversions-Prinzip formuliert ist. In der Ordnung des IMAGINÄREN (s. Spiegelstadium) gilt: *Ich ist ein anderer*. Hier in der Ordnung des SYMBOLISCHEN gilt: *Mein Begehren ist das Begehren des Anderen*. Entscheidend ist für beide Ordnungen, dass sie im Hin-und-Her des einen und des anderen auf keinen grünen Zweig kommen können, weil das EINE auch das ANDERE mitdenkt. Und genau das öffnet dem Tarnen und Täuschen, dem Lügen, Tür und Tor.

DAS SUBJEKT IST EIN LÜGNER

„*Ein Kreter sagte: Alle Kreter sind Lügner.*“ Dieses geflügelte Wort, ein Paradoxon des vorsokratischen Philosophen Epimenides, lässt sich auch auf das Subjekt des Begehrens übertragen: „*Alle Sprechwesen sind Lügner.*“ Die Begründung dafür habe ich oben gegeben. Alles Sprechen artikuliert sich im offenen und dynamischen System des Signifikanten, innerhalb dessen sich Bedeutungen ständig verschieben. Fixe Bedeutungen im Bezug auf eine letzte Wahrheit gibt es in diesem System nicht. Lacan kommt immer wieder darauf zu sprechen und betont, dass die Wahrheit „nur in einem Halb-Sagen erreichbar“ ist. ²⁷ Den Ausdruck *Halb-Sagen* führt er auf die Subjektsplaltung zurück, gemeint ist damit die

²⁶ Andernfalls bleibt er in einem psychotischen Wahn gefangen.

²⁷ Lacan (1969/70), S. 62

Aufspaltung des psychischen Geschehens in zwei „Schauplätze“ des Sprechens: Einerseits sprechen wir bewusst und glauben, die volle Wahrheit zu sagen; daneben spricht aber immer auch das Unbewusste, das Verdrängte mit – es mischt sich regelmäßig und demonstrativ in die bewusste Artikulation ein, wie es die alltäglichen Fehlhandlungen (Witz, Versprecher, Lapsus, Vergessen von Namen, etc.) beweisen. Die signifikante Artikulation mit ihren zwei „Schauplätzen“ tut sich mit der symbolischen Kastration auf.²⁸ Als gespaltenes Subjekt bin ich Sprechwesen eines bewussten Ich *und* gleichzeitig Sprachrohr eines unbewussten, verdrängten Wunsches/Begehrens. Weil ich als Subjekt so strukturiert bin, habe ich nie die Chance, eine letzte fixe Wahrheit auszusagen. Auf das, was man unter „Wahrheit“ versteht, kann man nur „anspielen“, indem man interpretiert und umständlich hinweist auf das, was man meint – und dabei hofft, dass es der andere richtig versteht. Meine Botschaft hängt immer vom Hörer ab und fällt – quasi in umgekehrter Form – von diesem auf mich zurück. Das Pochen auf die Wahrheit und das Propagieren der sogenannten „Wahrheitsliebe“ ist deshalb ein Aufplustern, das eine Schwäche verbirgt. Es verschweigt, dass man den Schritt aus dem Feld des Anspruchs ins Feld des Begehrens vollzogen hat. Es vergisst die symbolische Kastration. Die „Wahrheitsliebe“ bleibt im geschlossenen Zeichensystem hängen. Sie gehört in das bevorzugte Gebiet der Ideologen. Deren hinausposaunten Programme überspielen, was wir durch die Unterwerfung unter die Sprache verdrängt/verloren/geopfert haben.

Dieser Einschub ist notwendig, um die erste echte Lüge in meinem Leben richtig zu beleuchten und mich als „Lügner“ vorzustellen, der weiß, dass alle Menschen auch nur „Lügner“ sind, also „Kreter“ oder „Subjekte des Begehrens“. Ich denke zurück an Vaters ernste Worte nach dem Abenteuer mit Herta. Es war zuhause und noch in derselben Nacht. Ich erzählte schon, dass ich die Botschaft der Vater-Worte nur empfindungsmäßig erfasst hatte: *Gehen ... selber aufpassen ... etc.* Darin schwang etwas mit, das mich überraschte. Es war nicht die Tatsache, dass mich mein Vater nicht züchtigte, sondern etwas, das auf ihn selbst zurückfiel, genauer, das ihn befahl. Ich registrierte eine gewisse Hilflosigkeit, die seine Worte begleiteten und ihnen gerade dadurch einen Hang der Entschiedenheit verliehen. Sie drückten seine Ohnmacht aus, einen Menschen, in diesem Fall seinen eigenen kleinen Sohn, nicht beherrschen zu können. Ich fühlte, das bewegte ihn, er hätte nie geglaubt, dass ich, der Kleine, so einen „Spaziergang zum Häusler“ unternehmen würde, noch dazu in Begleitung der Nachbarstochter. Jetzt, nachträglich, ordne ich diese Unsicherheit, seinem Einschließen der Erkenntnis zu, dass er selbst, wie auch ich, sein Kind, der Unberechenbarkeit ausgeliefert seien. Er hat sich getäuscht, er hat sich in seiner Erziehungsmächtigkeit selbst betrogen und gesehen, dass ein Menschenwesen, schon in den Kindertagen, einem eigenen Begehren folgt. Mein Wahrnehmen seiner Selbsttäuschung sollte mir fortan eine große Lehre und Hilfe sein, wie die folgende Episode zeigen soll. Sie betrifft meine erste Lüge, ja, auf die ich stolz bin.

Ein oder zwei Jahre nach dem Ausritt zum „Häusler“ mit Herta erhielt ich, von den Eltern stolz vorgetragen, den Titel, ich sei nun ein „Volksschulkind“ und dürfe jeden Tag in die Schule gehen. Um das gebührend zu zelebrieren und die Unterbringung im richtigen Klassenzimmer ordentlich zu absolvieren, begleitete mich die Mutter zum Eingang des Schulgebäudes und stellte mich dem Klassenlehrer vor, der dort seine Schulkinder schon

²⁸ Die Subjektsplaltung tritt prinzipiell mit dem „Einschlag des Signifikanten“ ein. Siehe dazu die Ausführungen zum Spiegelstadium auf Seite 11 in diesem Text. Dort geht es auf der Ebene des Imaginären um die Spaltung von Bild und Blick des Spiegels in Begleitung eines Sprechwesens.

erwartete. Es war der Herr Direktor höchstpersönlich, ein gütig wirkender alter Mann mit Glatze und Brille. Die Mutter übergab mich seiner Hand, die mich in den Klassenraum führte und einen Platz in der zweiten Reihe rechts vom Lehrerpult zuwies. Von dort aus winkte ich der Mutter zu, die sich nach einer kurzen Unterhaltung mit dem „Lehrer“ verabschiedete und mir ihrerseits zuwinkte, mit einem Lächeln. Ich fühlte mich geborgen, zumal neben mir in der Zweierreihe noch niemand Platz genommen hatte.

Am nächsten Tag zeigte mir die Mutter den Weg von unserem Haus zur Schule hin noch einmal ganz genau und entließ mich ein paar Meter vor dem Schulgebäude mit den Worten: „Jetzt darfst du selbst hinein in deine Klasse gehen!“ Sie wird wohl noch mehr gesagt haben, aber das hörte ich nicht mehr, ich hatte nur meinen neuen Sitzplatz im Sinn. Vor dem Schultor geschah dann etwas, was mir die Sprache verschlug. Nicht der alte Lehrer mit Glatze und Brille kam auf mich zu, sondern ein mir völlig fremder Lehrer, der viel jünger war und den ich noch nie gesehen hatte. Er nahm mich an der Hand und führte mich mit freundlichen Worten in seine Klasse, die nicht die meine war. Sie war nicht links nach dem Eingangstor, sondern rechts gegenüber. Dort setzte er mich auf einen Platz. Ich verstand gar nichts, saß da, gleichsam schockstarr. Hatte mich der Lehrer mit einem anderen Schulkind verwechselt? Hatte sich von gestern auf heute eine andere Klassenaufteilung der Erstklässler ergeben? Der neue Klassenraum füllte sich, bald hatten alle Kinder ihren Sitzplatz eingenommen, alle schienen zufrieden, und der Unterricht begann. Der freundliche Lehrer redete, ich rätselte. Die Möglichkeit einer neuen Klassenaufteilung zog ich in Betracht. Doch die Skepsis, dass ich in die falsche Klasse gebracht worden war, war da und stieg, bis sie zu Beginn der dritten Unterrichtsstunde unerträglich wurde. Ich musste raus aus dem fremden Klassenzimmer, ich konnte nicht anders, und schon hatte ich einen gut durchdachten Plan. „Herr Lehrer, ich muss aufs Klo!“ – „Ja, geh bitte, draußen im Gang links.“ – „Danke.“ Ich stand auf und packte meine Schultasche. Da sagte der Lehrer: „Die musst du nicht mitnehmen, die nimmt dir niemand weg! Lass nur!“ – Und jetzt kam meine erste Lüge: „Ich habe Angst“, sagte ich bewusst im weinerlichen Ton eines Kleinkindes. „Ich hab sie lieber bei mir!“ Diese Ausrede hatte ich gut überlegt und den Einwand des Lehrer einkalkuliert. Ich wusste, was er denken würde, wenn ich die Schultasche mitnehmen wollte. Ich wusste aber auch, dass er nicht wusste, was kommen würde, wenn ich die Schultasche mitnehme – dass ich nämlich abhaue. Beim Klo vorbei, vorsichtig in alle Richtungen lugend, und – Bahn frei – stracks schoss ich zum Schultor hinaus. Natürlich nahm ich nicht den gewohnten Heimweg, denn auf diesem könnte mir jemand begegnen und mir unangenehme Fragen stellen, warum ich jetzt schon von der Schule nach Hause ginge. Ich nahm gezielt einen großen Umweg über Wiesen und einen Wald hinauf zum „Köfele“ und von oben dann durch den „Einsiedelwald“ hinunter zum Elternhaus. Der Umweg hatte länger gedauert als die geplanten vier Schulstunden mit dem anschließenden Heimweg, weshalb mich die Mutter erstaunt und schon ein wenig besorgt empfing. Ich erzählte ihr die Wahrheit und erklärte ihr auch den Plan, mit dem ich dem fremden Lehrer entkommen konnte. Obwohl ich den freundlichen Lehrer bewusst belogen hatte, hielt mir das die Mutter nicht als Lüge vor. Sie schwieg dazu mit einem leisen Lächeln, ich denke, sie war – so wie ich selbst – ein bisschen stolz auf mich. Es war tatsächlich so: Der „fremde“ Lehrer hatte mich verwechselt.

„Geh deiner Wege ...“, von da an wusste ich, dass die Eltern wussten, dass wir Menschen der Offenheit des Signifikanten verschrieben sind. Den letzten Beweis dafür lieferte mir mein Vater, als ich schon mein Magisterstudium abgeschlossen hatte und ich ihn in den Sommerferien, ein wenig unsicher, fragte, was er davon halte, wenn ich, anstatt am Wiener

Gymnasium zu unterrichten, das Doktoratsstudium in Angriff nehmen würde. Literatur, Philosophie würde mich sehr interessieren, in diese Richtung hätte ich schon viel gelesen. Ich schaukelte zur Mittagspause in der Talstation auf einem Sitz der Mauthner-Sesselliftbahn, bei der er damals – nach seinen Tischlerjahren – angestellt war. Er blickte mich aus dem Lifthäuschen an. Sein ruhiger Blick ohne Worte sagte mir: „*Tu es, geh deinen Weg ...*“

VERWENDETE LITERATUR

Fink (³2015) = Bruce Fink, Das Lacan'sche Subjekt. Zwischen Sprache und Jouissance. – Turia + Kant, Wien – Berlin ³2015

Freud (1975) = Sigmund Freud, Studienausgabe, Bd. 3. - Frankfurt/Main 1975

Handke (⁷1975) = Peter Handke, Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt. – Edition Suhrkamp 307, Frankfurt/Main ⁷1975

Handke (¹³1976) = Peter Handke, Kaspar. – Edition Suhrkamp 322, Frankfurt/Main ¹³1976

Lacan (1969/70) = Jaques Lacan, Die Kehrseite der Psychoanalyse. Das Seminar, Buch XVII (1969-1970). – Turia + Kant, Wien – Berlin 2023

Lacan (1973) = Jaques Lacan, Schriften 1 (1973), STB 173. – Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. (Bericht für den 16. Internationalen Kongress für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949), S. 61 – 70

Internet:

Das Evangelium nach Lukas, Kapitel 2:

<https://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/bibel/lk2.html>

Mengenlehre:

https://de.wikipedia.org/wiki/Leere_Menge